

KNASTGESCHICHTE

VON DH. SARVANANDA

Sarvananda arbeitet seit Jahren als buddhistischer Gefängnis-Seelsorger. In diesem Artikel erzählt er von seinen Erfahrungen und Reflexionen hierzu.

Seit sieben Jahren besuche ich zweimal pro Woche in meiner Eigenschaft als buddhistischer Gefängnis-seelsorger das Gefängnis von Norwich im Osten Englands. In letzter Zeit frage ich mich manchmal, was mich an dieser Arbeit eigentlich anzieht. Abgesehen von dem Wunsch den Dharma zu verbreiten und der Tatsache, dass mein Lehrer Sangharakshita seine Schüler zu solchen Aufgaben ermutigt, verspüre ich auch eine gewisse Faszination für diese Gefängnisbesuche. Etwas fasziniert mich am Gefängnisleben an sich und an den Menschen, die ich dort treffe.

Aufgewachsen bin ich in Schottland, in einem wohlhabenden Vorort von Glasgow. Kriminalität schien es hier kaum zu geben. Man sah auch so gut wie keine Graffiti und falls sie kurzfristig doch einmal auftauchten, dann waren sie am nächsten Morgen schon wieder verschwunden. Nein, die düsteren Aspekte des Lebens waren nicht hier, sondern am anderen Ufer des Cart-Flusses mit seinen undurchsichtigen Wassern zu finden. Dort lag die Castlemilk-Siedlung. Im Sommer, wenn der Wasserstand im Fluss niedrig war, wurde unsere Vorortfestung oft von den Jugendlichen aus Castlemilk überfallen. Sie klauten in den Geschäften und bedrohten Menschen mit offenen Messern. Auch ich wurde einmal auf dem Rückweg vom Einkaufen von einigen dieser gefürchteten „Cassies“ ausgeraubt. Heute noch kann ich mich an das grinsende, hübsche Gesicht und die strahlenden Augen ihres Anführers erinnern. Heulend stolperte ich heim, ohne die Einkäufe für meine Mutter, das Herz voller Furcht und Wut. Aber die „Cassies“ faszinierten mich auch.

Schon immer habe ich diese Neugier eines Mittelklassejungen auf die verspürt, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Das hat meinen Literaturgeschmack geprägt und sogar die Auswahl meiner Freunde und heute spielt es auch bei meinen Gefängnisbesuchen mit.

Wenn ich ein Gefängnis besuche, dann muss ich meine Neugier zügeln. Ich bin dort, um den Dharma weiterzugeben, die buddhistische Lehre, und ich möchte den Männern, die ich treffe, ein spiritueller Freund sein, so gut ich kann. Obwohl ich Zugang zu den Akten der Häftlinge habe, lese ich sie nie. Ich frage auch niemanden, warum er im Gefängnis ist. Ich überlasse es jedem Einzelnen, ob er mir diese Information geben will oder nicht.

„Buddhistischer Seelsorger“

Meistens fühle ich mich angespannt, wenn ich die winzige Klingel drücke und vor den gewaltigen Flügeltüren des Gefängnisses warte. Nicht, weil ich etwa ein ungutes Gefühl hätte, den Gefangenen zu begegnen, die darum gebeten haben mich zu sehen. In den sieben Jahren, in denen ich nun diese Gefängnisbesuche mache, bin ich kein einziges Mal von einem Häftling bedroht oder eingeschüchert worden (was ich zu Beginn durchaus befürchtet hatte). Die Männer, die ich treffe, haben um meinen Besuch gebeten und sie behandeln mich immer mit Freundlichkeit und Respekt. Die Anspannung hat mehr mit den anderen bevorstehenden Hürden zu tun: Werde ich überhaupt zu den Gefangenen gelassen? Wo finde ich einen Raum zum Meditieren? Wie weise ich mich vor dem Personal glaubwürdig aus?

„Was machen Sie hier?“ bellte mich eines Tages ein Aufseher an, als ich etwas ziellos durch die Flure irrte, auf der Suche nach einem Gefangenen, der offenbar in ein anderes Gefängnis verlegt worden war. „Ich bin der buddhistische Seelsorger.“ „Sie sehen aber nicht aus wie ein Seelsorger.“ „Aber das bin ich,“ versicherte ich ihm, „ich bin der buddhistische Seelsorger.“ Und ich zeigte ihm meinen Ausweis mit dem kleinen Foto, auf dem ich wie ein ganz besonders abgebrühter Häftling aussehe. Doch in dem Ausweis stand eindeutig „buddhistischer Seelsorger“. „Entschuldigen Sie bitte vielmals.“ Seine Stimme veränderte sich. „Ist wohl besser, wenn Sie hier kein braunes Sweatshirt tragen (die vorgeschriebene Kleidung der Häftlinge). War ganz schön erschrocken, ‘nen Häftling mit Schlüsseln zu sehen.“

Gefängnis - eine hässliche Umgebung

Ich treffe die Männer, die ich besuchen will, an verschiedenen Orten. Manchmal ist es schwierig, einen geeigneten Raum zu finden, und ich bin schon einmal mit einem verwirrten Häftling und zwei durch die Invasion ihrer Privatsphäre völlig aufgebrachten Wellensittichen in einem winzigen Behandlungsraum zusammengepfercht worden. Manchmal halte ich mich mit dem Gefangenen in einer der christlichen Kapellen auf. Es ist etwas seltsam, unter den Kreuzwegstationen zu meditieren, aber diese Räume haben eine Weite und Ruhe, die ich mag. Oft benutze ich auch einen der „interreligiösen“ Räume, die nur wenige Bilder und Gegenstände enthalten und etwas Steriles und Tristes an sich haben, weil sie darauf angelegt sind, bei keiner Religion Anstoß zu erregen. Hier stelle

ich dann meine Buddhastatue auf, zünde etwas Räucherwerk an, lasse vielleicht eine Kassette mit tibetischen Gesängen laufen und versuche, eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Die Männer, die ich treffe und die unter der eintönigen Gefängnisroutine leiden, sprechen sehr auf buddhistische Rituale und Gegenstände an. Räucherstäbchen sind besonders beliebt. Vielleicht liegt das daran, dass die Räucherstäbchen sie als Buddhisten erkennbar machen - und davon abgesehen überdecken sie die durchdringenden Gerüche von Küche, Reinigungsmitteln und Toiletten.

Manchmal treffe ich die Gefangenen in ihren Zellen, die sich in Größe und Qualität sehr unterscheiden. Die Häftlinge gestalten sie unterschiedlich. Manche sind sehr ordentlich, mit einem kleinen Schrein auf einem Tisch und buddhistischen Bildern an den Wänden. In anderen Zellen sind die Wände mit Bildern von nackten Frauen tapeziert, und es ist eine Erleichterung, zum Meditieren die Augen zu schließen. „Das sind so ungefähr die einzigen Kurven, die man im Knast sieht“, erinnerte mich ein eher philosophisch gestimmter Gefangener, als eine Art Entschuldigung.

Gerade Linien. Keine Kurven. Das beginnt mit den gestreiften blauen Hemden, das gilt für den Maschendraht wie für die Fenstergitter... Die maskuline, geordnete Geometrie des Gefängnislebens ermüdet das Auge. Gefängnis - das ist eine sehr, sehr hässliche Umgebung.

Plärrende Radios, Gebrüll - und Meditation

Generationen von Männern sind diese Flure entlang marschiert, haben einander von Treppenabsatz zu Treppenabsatz zugerufen, haben lange Lebensjahre eingeschlossen in diesen Zellen verbracht. Die schachtförmige Bauweise fängt alle Laute ein und lässt den Geräuschpegel stark anschwellen. Der Lärm ist das, was ich hier am schwersten ertragen könnte. Darüber beschwerten sich auch die empfindsameren Inhaftierten. Inmitten von plärrenden Radios, lautem Gebrüll und zuschlagenden Türen, deren Krach über vier Stockwerke auf und ab hallt, ist es schwer zu meditieren. Ich frage mich oft, wie ich mit den Bedingungen im Gefängnis klarkäme.

Normalerweise führe ich ein allgemeines Gespräch, rede über die grundlegenden buddhistischen Lehren, und dann meditieren wir zusammen. Einige haben im Buddhismus eine Alternative zur konventionellen Religion gefunden, einen spirituellen Weg ohne Gott. Manche haben eine gute, regelmäßige Meditationspraxis. Andere finden Meditation schwierig und wollen lieber nur reden. Viele kämpfen mit Suchtproblemen, und es ist kein Zufall, dass zur Zeit die meisten der Männer, die ich besuche, aus einer besonderen Abteilung kommen, in der ihnen geholfen werden soll, mit ihrer Sucht umzugehen. Diese Männer verstehen sofort die buddhistische Haltung zu Verlangen und

Gier, und dass eine erfolgreiche buddhistische Praxis buchstäblich zwischen Leben und Tod entscheiden kann.

Beim Dharma bleiben

Wenn ich mit den Häftlingen spreche, versuche ich immer, mich an den Rat von Khemadhammo zu halten und beim Dharma zu bleiben. Der Ehrwürdige Ajahn Khemadhammo, ein englischer Theravada-Mönch, hat 1985 „Angulimala“ ins Leben gerufen. So heißt die buddhistische Organisation für Gefängnisseelsorge in Großbritannien, bei der ich aktiv bin. Die etwa 45 Seelsorger treffen sich regelmäßig und bieten einander Unterstützung und Ermutigung.

Ich versuche, Khemadhammos Rat zu folgen: nicht zu psychologisieren, nicht zu versuchen die Probleme der Gefangenen für sie zu lösen, keine Partei zu ergreifen, mich nicht auf die nebulösen Fragen von „recht“ und „unrecht“ in ihrem spezifischen Fall einzulassen. Immer und immer wieder versuche ich zu den Grundlagen des Buddhismus zurückzukehren: wie wichtig es ist, die richtigen Bedingungen für eine wirksame Praxis zu schaffen; dass es notwendig ist, Verantwortung für die eigenen Geistesverfassungen zu übernehmen; das Gesetz des Karma, wie der Buddha es im *Dhammapada* ausgedrückt hat:

„Was wir heute sind, entspringt unseren Gedanken von gestern; und unsere Gedanken von heute erschaffen unser Leben von morgen: Unser Leben ist die Schöpfung unseres Geistes. Wenn ein Mensch mit unreinem Geist spricht oder handelt, so folgt ihm Leiden, wie das Wagenrad dem Zugtier folgt, das den Wagen zieht.“

Was wir heute sind, entspringt unseren Gedanken von gestern, und unsere Gedanken von heute erschaffen unser Leben von morgen: Unser Leben ist die Schöpfung unseres Geistes. Wenn ein Mensch mit reinem Geist spricht oder handelt, so folgt ihm Glück wie sein Schatten.“

Indem ich immer wieder auf diese Wahrheiten zurückkomme, rufe ich mir selbst die Grundlagen des Dharma in Erinnerung, die ich so leicht vergessen kann. Und gerade die Gefangenen, die diese Grundlagen wirklich begreifen, kommen am schnellsten voran. Man unterschätzt leicht die schweren Kämpfe, die viele von ihnen zu bestehen haben. Ein Mann, den ich regelmäßig besuchte, schien gut voranzukommen. Er war meistens gelassen und fröhlich und schien eine wirksame Meditationspraxis zu haben. Nach seiner Entlassung sah ich ihn einmal zufällig in der Stadt wieder. Sein Gesicht wirkte abgezehrt, mit blauen Flecken, und er war gerade in einem heftigen Streit mit einigen der Alkoholiker und Drogenabhängigen, die sich in dieser Gegend immer aufhalten.

Gefängnis - eine Art Halbtretat?

Gelegentlich, aber nur ganz gelegentlich, und insbesondere wenn ich viel zu tun habe, erwische ich mich dabei, gewisse Aspekte ihres Lebens zu beneiden. In vieler Hinsicht scheint ihr Leben einfacher zu sein als meines. Sie haben natürlich recht viel freie Zeit. Sie scheinen weniger den Qualen der Wahl unterworfen zu sein. „Was ich alles schreiben könnte, was ich alles lesen könnte, wie viel ich meditieren könnte, wenn ich hier leben würde!“ So etwas geht mir manchmal durch den Kopf.

Einige der Männer, die ich treffe, sagen, die Zeit im Gefängnis habe ihnen gut getan, weil sie nie vorher Zeit oder Raum hatten, über ihr Leben nachzudenken. Ich schlage ihnen oft vor, zu versuchen, ihre Haftzeit als eine Art „Halbtretat“ zu betrachten. Dann betone ich, dass sie wahrscheinlich nie wieder so viel freie Zeit für ernsthafte Meditation und Reflektion haben werden.

Aber die Anziehung, die ich zu diesem Leben empfinde, ist oberflächlich. Es gibt 500 andere gute Gründe, warum ich kein Gefangener sein möchte. Man hat diesen Männern ihre Freiheit genommen und ich kann spüren, dass sie dabei noch etwas Anderes verloren haben. Das ist schwer in Worte zu fassen, aber es hat etwas mit den blaugestreiften Hemden und den braunen Sweatshirts zu tun, damit, dass ihre Briefe geöffnet werden, bevor sie sie lesen, dass man sie beim Nachnamen ruft, und dass sie in den Mühlen einer zuweilen völlig undurchsichtigen Bürokratie stecken. Wenn ich zu einer Verabredung mit einem Gefangenen zu spät komme oder es gar nicht schaffe, dann nehme ich das nicht ganz so ernst, wie wenn ich jemandem „draußen“ solche Unannehmlichkeiten bereitet hätte. Es ist ein subtiles, halb bewusstes Gefühl – gegen das ich ankämpfe – , dass diese Männer Bürger zweiter Klasse sind, als würden gebrochene Versprechen sie irgendwie weniger treffen, als lebten sie auf der anderen Seite des Flusses. Das Gefängnisleben kann die Würde rauben.

Das Gefängnis als Metapher

Ich schreibe diesen Artikel während einer Einzelklausur. Dem Anschein nach bin ich frei dorthin zu gehen, wohin ich will, zu tun, was ich will, zu denken, was ich will. Doch während ich hier meditiere, wird mir bewusst, wie sehr meine Fähigkeit zum freien Denken und Handeln durch tief verwurzelte negative Gewohnheiten beschränkt wird. In diesen Gewohnheiten bin ich gefangen, und darin liegt eine weitere Faszination meiner Arbeit: das Gefängnis als Sinnbild, als Metapher. Es erinnert mich daran, dass meine eigene Welt in vieler Hinsicht so anders nicht ist, dass der Fluss keine wirkliche Grenze darstellt, und dass ich genau wie die Männer, die ich im Gefängnis von Norwich treffe, Gefangener der Geisteszustände von Gier, Hass und Verblendung bin. Nicht Gitterstäbe oder Türen unterscheiden einen freien von einem unfreien Menschen, sondern das Ausmaß, in dem er

für seine eigenen Geistesverfassungen Verantwortung übernehmen kann.

Letztlich jedoch besteht meine Welt eben nicht aus Gitterstäben, Maschendraht und zuknallenden Türen. Jedes Mal, wenn ich das Gefängnis verlasse, spüre ich ein Gefühl von Erleichterung. Entscheidungsfreiheit kann trügerisch sein, aber die Gefängnisbesuche helfen mir, weisere Entscheidungen zu treffen und aus meiner äußerlichen Freiheit das meiste zu machen. Indem ich den Männern, die ich besuche, den Dharma vermittele, hoffe ich auch ihnen helfen zu können, weise zu entscheiden.

Sarvananda stammt aus Schottland, wo er an der Glasgow University Schauspiel studierte. Er praktiziert Buddhismus mit den Freunden des Westlichen Buddhistischen Ordens (FWBO¹) und wurde 1987 in den Westlichen Buddhistischen Orden selbst aufgenommen. Seitdem lebt er in Norwich, England, wo er am Norwich Buddhist Centre unterrichtet. Neben seinen Gefängnisbesuchen ist er auch in der Arbeit mit Schulklassen engagiert. Er schreibt Theaterstücke und wird dieses Jahr in einer One-Man-Show auftreten.

Dieser Artikel ist ursprünglich in der Zeitschrift *Dharma Life*, Nr.15, Frühling 2001 erschienen. Aus dem Englischen übertragen von Dh. Taracitta. © Dh. Sarvananda.

1 FWBO steht für „Freunde des Westlichen Buddhistischen Ordens“. Die FWBO haben sich 2010 umbenannt in „Buddhistische Gemeinschaft Triratna“, kurz „Triratna“